Abonnementspreis
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Nach der Arbeit“ vierteljährlich: Privatpreis 80 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6562) pro Vierteljahr: M. 2,75. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 5 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden.“

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger Wiederholung wird Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens Nachm. 10 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geöffnet von morgens 8 bis abends nach 6 Uhr.
Telephon: Amt I Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

Nr. 147. Dresden, Montag den 30. Juni 1902. 13. Jahrg.

Der erneute Dreibund.

Seht! Da sitzt er auf der Matte. Aufrecht sitzt er da mit dem Anstand, den er hatte, als ers Licht noch sah . . .

Dem zitatenfrohen Lenker deutscher Geschicke seien die berühmten Einleitungsverse von Friedrich Schillers Nadowessischer Todtenklage für seine nächste Etatsrede im Reichstage in Erinnerung gebracht. Er wird ja bei dieser Gelegenheit sicher nicht verabsäumen, auf die eben erfolgte Erneuerung des Dreibundes zu sprechen zu kommen, die jetzt schon von der ihm ergebenen Presse als ein Riesenerfolg seiner Diplomatie gepriesen wird. Und ein Erfolg war es auch, freilich in ganz anderem Sinne, als die Scherlpresse uns einreden will. Die verloren geglaubte Kunst, Leichen vollständig und mit dem Anschein natürlichen Lebens zu konservieren, hat auf diplomatischem Gebiete ihre Wiederauferstehung gefeiert.

Und dabei hat es sich nicht einmal um eine „unbedingte Notwendigkeit“ gehandelt! Mehr um ein Vergnügen! Graf Bülow hat es am 8. Januar ausdrücklich im Reichstage gesagt. Einige Wochen darauf verwendete er die Muße seiner Osterferien dazu, in Venedig und Wien um die Erneuerung des Bündnisses bittlich vorstellig zu werden. Das Regieren ist ja ohnehin in der fast ununterbrochenen Reisesaison des letzten Jahrzehnts ein Gewerbe geworden, das im Umherziehen betrieben wird. So ward auch der Hort des Friedens neu gesichert. Die Verträge, die erst am 6. Mai 1903 abgelaufen wären, sind jetzt schon wieder unverändert erneut worden, und zwölf Jahre noch sollen wir die sanfte Melodie vom friedlichen Verhältnisse zu den Großmächten mit dem folgenden schmetternden Fortissimo von der treuen Waffenbrüderschaft unserer Verbündeten zu hören bekommen.

Was steht nun aber in den Verträgen, für die begeistert zu sein jedes braven Bürgers Pflicht ist? Und welche Sicherheiten sind dafür geboten, daß sie auch gehalten werden?

Der Inhalt der Dreibundsverträge, der streng geheim gehalten wird, und den wohl auch nicht einmal die Mitglieder des berühmten Ausschusses des Bundesrats kennen, konnte vor zwanzig Jahren noch ziemlich genau erraten werden. Damals vertraten Oesterreich und Deutschland ihre Interessen gemeinsam gegen Rußland und ebenso vereinigten sich Deutschland und Italien gegen den französischen Feind, der gegen Deutschland Revanchegelüste hegte und Italien durch die Besetzung von Tunis aufgebracht hatte. Der Macht Frankreichs am Rhein und im Mittelmeer, der Ausdehnung Rußlands nach der Balkanhalbinsel sollten feste Schranken gesetzt werden. Oesterreich bekam auf Kosten der Türkei Bosnien und die Herzegowina, Preußen fand seinen Extraprofit in dem Verzicht Oesterreichs auf Art. 5 des Prager Friedens, wodurch es in Schleswig-Holstein vollständig freie Hand bekam. Das war damals ein ehrliches Handelsgeschäft mit Wert und Gegenwert.

Was aber wohl jetzt hinter den Dreibundverträgen steckt? Bekanntlich bestehen neben ihnen noch die verschiedensten Scheinverträge mit anderen Mächten. Deutschland tanzt mit Rußland, Italien mit Frankreich eine Extratour. Oesterreich soll nach Berichten englischer Blätter seinen Einfluß zu Gunsten Englands geltend machen und anläßlich der letzten Flottenvorlage erklärt haben, es würde jede agressive Absicht Deutschlands gegen das Inselreich mit der Auflösung des Vertrags beantworten. Nun aber ist wieder Italien England feindlich gesinnt, weil es ihm seine Stellung im Mittelmeere neidet, und so fort ohne Grazie.

Wie sieht es aber erst im Innern der Bundesstaaten aus! In Mailand, Prag, Lemberg werden Verbrüderungsfeste mit den Franzosen gefeiert, die ihre Spitze gegen den deutsch-österreichischen „Pangermanismus“ richten. Der chauvinistisch gesinnte Teil der Italiener will Südtirol und die österreichischen Küstenlande mit dem Vaterlande vereinigt wissen. Die Alldeutschen Böhmens schwärmen für einen Eingriff der deutschen gepanzerten Faust und „schauen voll Vertrauen ins deutsche Vaterland“. Die Tschechisch-Nationalen sehen dagegen wieder im slavischen Rußland ihre letzte Hoffnung. Die regierende Nation Oesterreichs, die Polen, ist durch die preußische Polenhetze mit Recht gegen Deutschland aufs tiefste erbittert.

Dazu gesellt sich die begreifliche Gereiztheit der österreichischen, ungarischen und italienischen Regierung gegen die handelspolitischen Verbarrikadierungspläne des Grafen Bülow. Erst vor wenigen Wochen hat der ungarische Ministerpräsident anheimgestellt, ob die politische Freundschaft mit Deutschland nicht durch den handelspolitischen Kriegszustand in die Brüche gehen könnte, und wenige Monate zuvor hatte sich Herr v. Körber im österreichischen Abgeordnetenhause in ähnlichem Sinne geäußert. Die italienische Regierung aber hat sofort den Weg der Verhandlungen beschritten und den ebenso berühmten als albernen und undurchführbaren Grundsatz von der Nichteinmischung in fremde Angelegenheiten glatt durchbrochen.

Was steckt also hinter den geheimen Dreibundverträgen? Ein Rattenkönig von Verstimmungen, Strömungen und Schiebungen, die gegen den Bestand dieser Verträge gerichtet sind! Und ihre Wiederaufrichtung ist nur in dem Sinne erfolgt, einen „nicht unbedingt notwendigen“ Eklat zu vermeiden und ein ehrwürdiges Dekorationsstück, das nichts nützt, aber auch nichts schadet, der politischen Schaubühne zu erhalten.

Internationale Scheinverträge haben ja für die abschließenden Teile den unschätzbaren Vorteil, daß sie — nicht gehalten zu werden brauchen! Es giebt keinen Gerichtshof, vor dem man auf ihre Erfüllung klagen und keine Macht, die diese Erfüllung erzwingen könnte. Die einzige Gewähr für ihre Beachtung ist das gemeinsame Interesse und der aus ihm entspringende gute Wille. Daß aber dieses auf ein Dutzend Jahre hinaus gesichert und durch kein politisches Ereignis aufgehoben werden könnte, dürfte nicht zu erweisen sein. Das Gegenteil hat vielmehr die viel größere Wahrscheinlichkeit für sich. — —

Das Jahr 1879, das Geburtsjahr des deutsch-österreichischen Vertrages, war für Deutschlands innere Politik das finsterste Jahr der Reaktion. Damals herrschte der weiße Schrecken des Sozialistengesetzes, und Bismarck schwenkte zur schutzzöllnerischen Richtung ab: das Brotgetreide wurde mit dem für damalige Zeiten unerhörten Satz von 1 M. pro Doppelzentner geschützt. Die Macht nach außen ist für den Klassenstaat immer auch ein Anlaß gewesen, seine Willkürgewalt im Innern schrankenlos zu bethätigen.

Die Summe der einmaligen und dauernden Ausgaben für das Heer und die Marine belief sich im ersten Jahre des Friedensbündnisses auf 402 Millionen Mark. Sie ist unter Fortdauer der Friedensgarantien im Jahre 1902 auf rund eine Million Mark, also auf mehr als das Doppelte gestiegen! Die Schuldenlast hat sich im gleichen Zeitraume von 139 Millionen Mark auf über 2½ Milliarden Mark gesteigert! Die Friedenspräsenzstärke des Heeres wurde von rund 400 000 auf rund 500 000 Mann erhöht.

In keinem geschichtlichen Zeitalter ist mit den produktiven Kräften der Nation zum Zwecke der Vaterlandsverteidigung so wild gewüstet worden, wie zur Zeit des gesegneten Dreibunds. Es ist weiter nicht verwunderlich, daß die Regierung wenige Tage vor der Erneuerung dieses Friedensbündnisses eine neue Flottenvorlage angekündigt hat.

Wer wollte auch anderes erwarten? In Italien ist die Armee die Stütze einer morschen Monarchie, in Oesterreich sieht der Kaiser in seinen Soldaten den Angelpunkt seiner dynastischen Macht, den Kitt des brüchig gewordenen Reiches, und wozu man in Deutschland die „Alexandriner“ braucht, ist uns deutlich genug gesagt worden. Wäre der Dreibund wirklich die Garantie des Friedens, als die er gepriesen wird, so hätten sich die Regierungen längst von ihm zurückgezogen. „Glücklicherweise“ hat ja Europa in dem französisch-russischen Bündnis einen zweiten „Hort des Friedens“. So wird denn das europäische Gleichgewicht dadurch erhalten, daß jeder Teil immer neue Panzerschiffe, Maschinengewehre und Geschütze in seine Wagschale legt.

Die Kulturmenschheit zittert vor dem Kriege und verflucht diesen Frieden. Ob sich die Großen schlagen oder vertragen, das arbeitende Volk trägt die Lasten aller Freundschaft und aller Feindschaft. Die Erneuerung des Dreibunds hat ihm nichts genommen und nichts gegeben.

Politische Uebersicht.

Langsam, aber nicht sicher

schreitet die deutsche Arbeiterschutzgesetzgebung fort. Das zeigen die Fragen, die die Reichsregierung den Gewerbeinspektoren gestellt hat, ob eine Verkürzung des Maximalarbeitstags für erwachsene Arbeiterinnen von 11 auf 10 Stunden empfehlenswert sei, ob die Mittagspause für die Arbeiterinnen, die ein Hauswesen besorgen, verlängert und der Arbeitsschluß vor Sonn- und Festtagen früher als 5½ Uhr gelegt werden könne. Selbst die Möglichkeit und die Angemessenheit dieses kleinen Fortschritts ist der Regierung noch nicht sicher — es braucht noch erst der Erwägungen und ob die schließlich zu einer Regierungsvorlage führen werden, wie sie in den Fragen angedeutet wird, ist noch nicht sicher. Und doch ist diese Maßregel von so geringer Bedeutung und Wirksamkeit. Als die elfstündige Normalarbeitszeit für die weiblichen Arbeiterinnen eingeführt wurde, sagte die Regierung in ihrer Begründung entschuldigend den erbosten Unternehmern: „Für die meisten Arbeiterinnen bedeutet das keine Verminderung ihrer Arbeitszeit.“ Wenn sich die Regierung zur Befürwortung des Zehnstundentags für die Arbeiterinnen entschließen wollte, könnte sie jetzt dasselbe sagen. Denn inzwischen haben die Gewerkschaften weiter gekämpft und gearbeitet und die Arbeitszeit ist in vielen Gewerben weiter verkürzt worden. Die Regierung hinkt mit ihrer Erwägung mühselig hinter den Thatsachen her.

Wenn die Antworten der Gewerbeinspektoren den Anstoß zur Befürwortung des Zehnstundentags für die Arbeiterinnen brächte, so wäre das freilich immer noch ein Fortschritt. Im

---

Die Fanfare.

Roman von **Fritz Mauthner.**

(25. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

XI.

Die verwitwete Kriegsrätin sah dem neuen Jahre mit ihrer alten Bitterkeit entgegen. Aber Johanna setzte den Klagen und Anspielungen der Mutter ihre stille Sicherheit entgegen, von welcher die beschränkte Frau sich täuschen ließ.

Sie gönnte ja auch der Tochter alles Gute. Wenn Johanna ihr Glück machte, wie es ihre Pflicht gegen die Familie war, so war auch Achim versorgt. Ganz im Hintergrunde, erst spät hinten nach dem glänzenden Schicksalswechsel Achims sah die alte Dame auch für sich wieder bessere Tage. Sie konnte neue Möbel, neue Wäsche und Kleider anschaffen und den armen Rätinnen ihrer Bekanntschaft einen großen standesgemäßen Kaffee geben.

Das Glück, welches Johanna „machen“ mußte, war natürlich die Heirat mit Herrn Haffner-von-Herne.

An den redlichen Absichten des reichen Mannes war längst nicht mehr zu zweifeln. Sein Charakter war außer seinem Adel die beste Empfehlung; er war vornehm und gutmütig, wie die Kriegsrätin täglich wiederholte. Es war vornehm, daß er die Armut der Damen nicht zu bemerken schien, und es war gutmütig, daß er einige uneingelöste kleine Verpflichtungen Achims auf sich genommen hatte.

Seit Monaten wartete die verwitwete Kriegsrätin mit ihrer verzweifelnden Geduld auf die Erklärung Haffners. Sie zitterte davor, daß Johanna oder doch Johannas Schönheit den anstrengenden Nachtarbeiten erliegen könnte. Sie ahnte auch, was in des Mädchens Herzen vorging, sie las ihr ganz wohl bis zum Weihnachtsabend die Trauer um die verlorene Jugendhoffnung aus den Augen, und sie fühlte ganz richtig, daß Haffner vor dieser Trauer Scheu empfand und den Kampf mit einer so treulich gepflegten Jugendliebe nicht vorschnell aufzunehmen wagte; aber sie wurde an ihrem Kinde deshalb nicht irre. Johanna ist eine echte Havenow-Trienitz und wird mit leichtem oder schwerem Herzen ihre Pflicht thun.

Als Haffner nun am ersten Weihnachtsfeiertage seinen Besuch machte, schien Johanna plötzlich so verwandelt, sie hatte so fröhlich einen dichten Veilchenbuschen vorgesteckt, daß ihre Mutter und ihr Verehrer überzeugt waren, jetzt sei der Augenblick für die Werbung günstig. Er ließ es zwar heute bei einigen rednerischen Andeutungen bewenden, aber schon am dritten Feiertag, kurz vor der Probeaufführung der Fata Morgana, nach der ja auch Richards Vereinigung mit der schönen Leontine besiegelt werden sollte, traf im Hause der Alvenslebenstraße für das gnädige Fräulein ein riesiger Blumenaufsatz ein, dazu ein Brief an die Mutter, in welchem Haffner feierlich und förmlich um die Hand seiner angebeteten Johanna anhielt. In den Jahren der Not waren die Augen der Kriegsrätin immer trocken geblieben; heute konnte sie endlich wieder weinen, da sie las:

„Fräulein Johanna ist eine zu gute Tochter, um nun bei ihrer Entschließung nicht auch an ihre Familie zu denken. Und ich schwöre Ihnen, teuerste und würdigste Frau, daß Johannas Mutter allezeit und immerdar in mir einen Sohn finden wird, der sich glücklich schätzen muß, mit einer solchen Mutter, mit einem solchen Bruder alles zu teilen. Glück und Unglück, was die gütige Vorsehung ihm beschieden hat.“

Johanna kam erst nach drei Uhr aus der Fabrik nach Hause; sie hatte sich bei Frau Räthe aufgehalten, die sich über den Sender des Kinderspielzeugs den Kopf zerbrach. Die Mutter las ihr mit gehaltener Freude Haffners Brief vor. Sie war gerührt, sie war sogar geneigt, in ihrem Jubel für Sie war gerührt, sie war sogar geneigt, in ihrem Jubel für alles zu danken, was Johanna bisher schon an ihr und Achim gethan hatte.

Das Mädchen hörte zu, ohne sich zu erregen, ohne zu erbleichen. Vorsichtig, schonend zog sie ihre Handschuhe aus und sagte dabei:

„Ich überlasse es Dir, liebe Mutter, in welcher Form Du Herrn Haffner-von-Herne Nein sagen willst. Es ist mir undenkbar, daß ich ihn heirate, und darum ist es auch unmöglich. Und Dich bitte ich, liebe Mutter, daß über den Antrag zwischen uns kein Wort mehr gesprochen wird.“

Das gab einen Sturm. Ohne einen einzigen häßlichen Ausdruck zu gebrauchen, ohne in Ton und Bewegung ihrer Würde zu vergessen, überschüttete die alte Frau ihre Tochter mit einer Flut von Verwürfen. Spöttisch schilderte sie ihr die Stellung und die Pflichten einer armen Adeligen, die einen glänzenden Offizier zum Bruder hat. Mit Verachtung sprach sie von den entwürdigenden Arbeiten Johannas, die doch kaum ausreichten, sie vor dem Hunger zu schützen.

Johanna nickte nur traurig mit dem Kopfe, aber sie blieb bei ihrer ersten Antwort; sie ließ sich nicht einmal auf ein Gespräch über den Antrag des Herrn Haffner ein.

Da verwandte die Kriegsrätin ihr großes Mittel, mit welchem sie Johanna zu allem zwingen zu können glaubte, weil diese bisher niemals eine Antwort fand, wenn die Mutter des Grafen Trienitz erwähnte. So richtete sie sich auch jetzt steif in den Schultern und sagte mit dem wohlbekannten, todbereiten Augenaufschlag:

„Möchtest Du lieber, daß wir den Namen Trienitz wieder ablegen, um uns seine Unterstützung zu erkaufen?“

Sie nannte den Grafen niemals; er war für sie immer Er. —

Johanna spielte mit ihren Fingern in den Veilchen, blickte ihre Mutter kalt an und erwiderte ruhig:

„Du hast mich das schon oft gefragt, liebe Mutter, ich will Dir endlich sagen, was ich von dieser Sache denke. Wir heißen nach dem Vater zu Recht von Havenow; wenn eine Trienitz einen Havenow geheiratet hat, so hätte sie ihrem Gatten auch ihren Namen opfern sollen. Nach der allgemeinen Sitte ist es unweiblich, wenn ein Weib seinen Mädchennamen weiterführt, und wenn es Adelige thun, ebenso wie Opernsängerinnen, so glaube ich immer, ihre bräutliche Liebe ist nicht so groß gewesen, wie bräutliche Liebe sein sollte. Dies gilt für mich wie für Achim. Mein Vater war ein Havenow, und ich bin stolz auf diese Erbschaft, aber wenn ich sonst glücklich werden könnte, ich würde über den Namen, den ich in Zukunft tragen soll, nicht nachdenken. So denke ich über den Vorschlag des Grafen Trienitz. Ich selbst brauche seine Unterstützung nicht; wenn Achim seiner bedarf, so soll er für sich entscheiden. Und wie ich ihn kenne, willigt er nur darum nicht darein, weil der Graf als Bedingung verlangt, was ein Ehrenmann nur frei willig thun darf.“

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020630/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG